

Abend.



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

3.

Sonnabend, am 8. Juli 1843.

Verantwortl. Redact.: Robert Schmieder in Dresden.

Bineta.

Zu Usedom am Strande
Kreist düster, trüb und schwer
Eine alte Fischersage
Wie Rebel auf dem Meer: —
„Bineta prangte mächtig
Hier in vergangner Zeit,
Die Thürme glänzten schimmernd
In hoher Herrlichkeit.“

„Es hat so stolz und freudig
Zur Meeresfluth geschaut,
Als blickt' ein Bräut'gam trunken
Nach seiner süßen Braut. —
Der Braut tobt bald im Herzen
Zu heiß der Liebe Kraft,
Und fluthend wogt ihr Busen
Im Sturm der Leidenschaft.“

„Und sie umarmt ihn küßend
Zu wild und schonungslos —
Da sinkt der arme Bräut'gam
In ihrer Tiefe Schooß.“ —
Oft sieht ein Schiffer einsam
Bei mitternächtiger Stund'
Im Mondenlicht Bineta
Auf dunklem Meeresgrund.

Hört wie im Dome drunten
So dumpf die Glocke schlägt,
Und stille Seufzer zitternd
Empor zur Gondel trägt —
Doch um die erste Stunde
Zerrinnt das Zauberbild,
Und zuckend wie im Schmerze
Wogt auf die See so wild!

Dem Schiffer pochet grausend
Sein Herze todesmatt, —
Im Meere rauscht die Sage
Von der versunkenen Stadt.

D. A.

Das Pasquill.

Erzählung

von

Wilibald Alexis.

(Fortsetzung.)

Die Königin hatte diesmal das Rechte getroffen, wenn es ihr darauf ankam, des Königs Aufmerksamkeit zu erregen.

„Woher sind die Menschen trüb?“ fragte Ludwig.

„Euer Majestät, antwortete das Fräulein, ich denke mir, das sind böse Zauberer, welche die Menschen die Dinge anders sehen lassen, als Gott sie gemacht hat. Als wir Alle im Paradies waren, sahen wir anders aus als jetzt. Die sündige Welt hat an uns gearbeitet in allerhand Dingen, daß es anders ist als es sein sollte; darum sind wir unzufrieden. Aber wir haben keinen rechten Grund dazu; denn wenn wir uns nur anstrengen und Mühe geben, daß wir die Dinge sehen wie sie sind, nämlich wie sie vom lieben Gott kommen und seinen Heiligen, alsdann müßten wir Alle froh sein.“

Der Cardinal de la Balette hob schelmisch drohend den Finger: „Die kleine Lafayette ist mir eine gefährliche Philosophin. Das ist ja ärger als Ketzertum. Will uns die Kleider ausziehen, daß wir wieder gehen wie im Paradies. Mein hochwürdiger Bruder,“ wandte er sich an den Beichtvater, „es geht bei dieser kleinen Kegerin um Ihre Kutte so gut, wie um meinen Cardinalsstut.“

„Mit Vergunst,“ lächelte der Jesuit, „das Auge der Unschuld sieht oft scharf. Die Zauberer sind da, die mit ihren Phantasmagorien von bessern Welten uns zur Mißstimmung und Unzufriedenheit gegen diejenigen verleiten, in welche der Schöpfer uns setzte. Wir sehen sie nur nicht, oder drücken ein Auge zu. Es sind gefährliche Zauberer, die das offenbar Böse uns als Tugend hinstellen und durch trügerische Schlüsse zum Sündhaften hinreißen. Wie wäre es ohnedem möglich gewesen, daß das Ketzertum sich nur so ausbreiten, wie, daß es sich immer wieder erhalten konnte! Was ist das Wort Politik anders, als eines ihrer Trugbilder, um uns vom geraden Weg auf die krummen abzulenken. Wie oft sagen sie uns, die Politik fordert dies und das, wo der Glaube, die Kirche, das Gesetz das Entgegengesetzte fordern. Dies sind die Zauberer des Fräulein Lafayette, welche die Dinge und Verhältnisse anders machen, als sie von Natur sind, und die allergefährlichsten unter diesen Zauberern sind die, welche sich in ein geistliches Habit unter einer Kapuze, oder gar unter einer Bischofsmütze oder einem Cardinalsstut verstecken.“

Der junge Cinq-Mars war eben zurückge-

kehrt und hatte dem Könige etwas ins Ohr geflüstert.

„Vom Hexenmeister sprachen sie!“ rief der König, wie verwundert.

„Von dem großen Zauberer Urban,“ wiederholte der Page so laut, daß es auch die Andern in diesem Kreise hören konnten. „Ist's nicht zu verwundern, Majestät, daß, wo ein Hugo Grotius auf die Audienz warten muß, ein Hexenmeister vorgelassen wird!“

„Was geht ihn der Hexenmeister an!“

„Vielleicht weil er allein hexen will,“ antwortete Cinq-Mars. „Es klingt erschrecklich, was sie wieder Neues aus Loudun erzählen.“

Die Damen hatten aufmerksam zugehört und beugten neugierig die Köpfe vor. Es war ein Gegenstand des Gesprächs, welches überall in Frankreich in Hütten und Palästen die lebhafteste Theilnahme erregte, und wo davon die Rede war, wollte es nie enden. Urbans Bildniß ward in vielen tausend Abbildungen in den Provinzen verkauft, und man machte weite Reisen, um den wunderbaren Mann oder die besessenen Nonnen zu sehen, und sich selbst davon zu überzeugen, ob die Gerüchte, an die das Volk glaubte und die sich mit jeder Meile vergrößerten, begründet wären.

Was Cinq-Mars am andern Ende des Zimmers belauscht hatte, wußten schon Mehre in diesem Cirkel und fügten noch andere Nachrichten hinzu. So wußte man, daß alle die Teufel, welche durch die Ordonnanz des Erzbischofs von Bordeaux verjagt worden, inzwischen auf's Neue, mit noch größerm Lärm und sogar in verstärkter Gesellschaft zurückgekehrt seien. Außer der Priorin und der Schwester Clara waren waren jetzt noch fünf andere Nonnen besessen, sechs mit teuflischen Anfechtungen geplagt und drei behert; Unterscheidungen, welche nach dem Beschwörungstritual sehr genau inne gehalten wurden. Aber die Teufelei hatte schon epidemische Fortschritte gemacht. Man sprach von mehreren Bürgerfrauen und Töchtern in der Stadt, die arg an den höllischen Anfechtungen litten; ja sogar schon außerhalb der Mauern von Loudun waren einzelne bedenkliche Fälle vorgekommen. Selbst in dem mehre Meilen entfernten Städtchen Chinon sollten plötzlich zwei achtbare Damen von verdächtigen Anfällen

heimgesucht sein und deutlich in ihrem Paroxismus auf den einen bekannten Urheber ausgesagt haben.

„Entsetzlich!“ rief die Königin, und alle Damen wiederholten: „Entsetzlich!“

„Wenn das so fortgeht, ist ja Niemand mehr seines Lebens sicher,“ äußerte eine Marquise.

„Was des Lebens!“ sagte eine andere. „Aber was schlimmer ist, seiner Seele!“

„Und das eben ist das Furchtbare,“ bemerkte die Marquise, „daß nicht Tugend und Keuschheit, auch nicht einmal das Gebet hilft.“

„Ich möchte nur wissen, ob es ein angenehmes oder ein unangenehmes Gefühl ist,“ sagte die Herzogin von Aiguillon.

„O furchtbar!“ sagte die Eine; „Entsetzlich!“ die Andere.

„Wer weiß das!“ fiel die muntere Herzogin von Aiguillon ein. „Die Nonnen sollen nachher immer großen Appetit haben und dann ruhig schlafen. Während der Beseffeneit aber springen und jauchzen sie. Also fühlen sie nichts; oder was sie fühlen ist Lustigkeit. Ich kann mir denken, daß es ist, als wenn man ein Glas von dem schäumenden Wein zu viel getrunken hat.“

„Herzogin!“ rief erschreckt die Marquise. „Die unsterbliche Seele!“

„Was kann denn mit der geschehen, liebe Marquise! Kann der Satan sie uns fortführen? Davon ist nicht die Rede. Nicht wahr, Herr Desnoyers?“

„Wir dürfen allerdings annehmen,“ sagte lächelnd der Beichtvater, „daß die Weisheit des Allmächtigen dies nicht zuläßt. Wenigstens weiß man noch von keinem Beispiel, wo eine Beseffene in ihren Verzückungen gestorben wäre; denn in der Regel werden die Zusprüche der Geistlichen von Wirkung sein.“

„Also was ist es!“ fuhr die Herzogin fort. „Ein interessanter Besuch bei den armen Mädchen. Sonst wurden sie von der Langeweile, nun werden sie von den Teufeln geplagt. Was ist besser? Ich sehe für solche arme Geschöpfe nichts so gar Schlimmes darin. Sie können sogar als Heilige sterben. Ohnedem sterben sie, und Niemand spricht von ihnen.“

„Was sagt unsere kleine Lafayette dazu?“ fragte die Marquise. „Ich meine nicht, daß sie den Besuch gern annähme.“

„Wie der liebe Gott will,“ antwortete das Fräulein. „Wenn er mich der Versuchung werth hält, werde ich die große Gnade mit Dank anerkennen. Aber wenn er mich mit dem garstigen Besuch verschonte, so will ich ihm auf meinen Knien dafür danken.“

„O psui!“ rief die Königin. „Meine kleine Lafayette eine Beseffene! Lieber geht sie in ein Kloster.“

„Ihro Majestät sind sehr gütig und sprechen nur meinen eigenen Wunsch aus. Aber leider hat ja auch da der böse Feind Zutritt.“

Die Königin mußte sich zu spät besinnen, daß die ärgerlichen Auftritte gerade in einem Kloster vorgefallen waren. Rasch ergriff sie wieder das Wort und wollte mit einer allgemeinen Bemerkung das Gespräch schließen: daß die Macht des Bösen von der Weisheit des Allmächtigen gelenkt werde, und daß er sich an Personen aus distinguirten Familien nicht vergreifen könne. Unglücklicher Weise mußte gerade jetzt der Herr von Laubardemont eintreten, der zwar nicht auf diesen Kreis zukam, vielmehr mit seinen Papieren sich dem des Cardinals näherte; aber seine große breite Gestalt, und das affectirt würdevolle Ansehen, zog unwillkürlich die Blicke auf diesen Vertrauten und dienstbaren Handlanger Richelieu's. Jeder wußte, daß die Priorin in Loudun seine Richtige war, und die Königin war abermals geschlagen.

„Ach,“ jammerte die Marquise, „daß selbst ein Herr, der unserm Cardinal so nahe steht, seine Nächsten nicht davor wahren kann! Was schützt uns Andern!“

„Es giebt denn doch noch mächtigere Fürsprache, liebe Marquise, als einen Cardinal, der mit den kezerischen Schweden im Bunde steht,“ sagte stolz und mit Bitterkeit die Königin. „Auf der Seite, die unser allergnädigster Vater in Rom beschützt, und zu der meine Verwandten in Spanien und Deutschland gehören, wüßte man doch von einem solchen Falle noch nichts.“

Der Cardinal de la Balette schlug die Hände faltend zusammen: „Gott schütze uns Alle vor der Versuchung, und vor Allem unsere allergnädigste Königin!“

„Wie! Sie meinen —“ rief Anna von Oesterreich.

„Daß der Geringste, wie der Höchste, wenn Ihre Majestät vergönnen, nicht sicher ist vor Stricken und Anfechtungen. Ja ich glaube, daß der Satan sich recht eigentlich diejenigen ausucht, die sich am sichersten wähnen, sei es nun durch ihre Tugend; ihren heiligen Stand, oder ihre hohe Geburt. Die ihm ohnedies gehören, oder wahrscheinlich zufallen, bei denen giebt er sich keine Mühe. Ihm ist es ja, nach den sichersten Nachrichten, nur um Ausbreitung seines Reiches zu thun.“

„Abscheulich!“

„Ein gräßlicher Gedanke, daß selbst die geheiligte Person der Majestät —!“

„Thorheit!“ rief die Königin; „Desnoyers, widersprechen Sie dem Cardinal.“

„Der Beichtvater,“ sagte der Cardinal, „ist für jede verlorene Seele verantwortlich und ich vertraue —“

„Daß Ihrer Majestät Beichtvater,“ fiel der Jesuit etwas hitzig ein, „nichts unterlassen wird, was die unsterbliche Seele der ihm anvertrauten allerhöchsten Person vor gefährlichen Einflüssen schützt. Aber freilich, die Macht der Ansteckung ist groß, und wenn der Beichtvater täglich —“

„Sie halten es also doch für möglich, Desnoyers?“

(Fortsetzung folgt.)

Andere Leute, folglich auch ich.

Ich habe mir neulich folgende Geschichte erzählen lassen.

In einer Stadt, nicht hundert Meilen von Dresden, wohnte ein angesehener Mann, der ein einziges Kind, einen Sohn hatte. Dieser Sohn galt allgemein für dumm; der Vater nannte ihn schwächlich. Eines Morgens, als der Vater am Schreibtische saß, Akten extrahirend, kam Moriz in's Zimmer, die Backen glühend, die Hände gekrampft, der personifizierte Ausdruck, etwas sagen zu wollen, und es nicht herausbringen zu können. „Was giebt's, Morizchen?“ fragte der Vater den funfzehnjährigen Sohn. — „Ich muß was haben, Vater,“ antwortete Morizchen. — „Und was mußt du haben?“ — „Einen Hund, Vater,

muß ich haben.“ — „Einen Hund? Aber wozu brauchst du einen Hund?“ — „Ich brauche ihn, just wozu ich ihn brauche.“ — „Recht schön; aber was ist denn das Wozu?“ — „Das weiß ich eigentlich selbst nicht, aber du kannst mir's glauben, ich brauche ihn.“ — „Du sollst einen Hund haben, wenn du mir sagst, wozu.“ — „Nun, ich brauche ihn, weil jeder Mensch in der Stadt einen Hund hat, nur ich nicht. Da ist Müller's Franz und Hofrath's Fris und Doctor's Otto, die haben Alle Hunde; warum soll ich keinen haben?“ — Der Vater lachte und Morizchen bekam einen Hund. Acht Tage darauf lachte der Vater nicht und Morizchen überlegte unter den Händen des Wundarztes, was wohl größer sei, die Freude, einen Hund zu haben, oder der Schmerz, den ihm der Biß seines Hundes verursacht.

Die Geschichte klingt sehr unbedeutend, ist es aber keineswegs. Hunderte von Menschen mokirten sich über den dummen Moriz und thun genau wie er; ahmen wie er das thörichte Beispiel anderer Leute nach, halten sich gleich ihm einen Hund, weil ihre Freunde und Nachbarn sich Hunde halten, und werden zum Lohn wie er gebissen. Mit einem Worte, die Masse der Menschheit besteht aus solchen Morizchen und Morizchens Vaterstadt repräsentirt die Welt.

Der alte Herr Grumbach giebt jährlich während des Carnevals eine große Soirée. Da wird getanzt und soupirt, Eis gegessen und Champagner getrunken. Ich habe nie begreifen können, warum er das thut. Er ist Witwer, will nicht wieder heirathen und eine ruhige Partie P'Hombre geht ihm über Alles. Bei seiner letzten Soirée lehnte ich in der Durchgangsthür zum Tanzzimmer. Er näherte sich mir, sah schwachmatt aus und strich mit einem großen Taschentuch die großen Tropfen von der Stirn. „Heiß, sehr heiß, nicht wahr?“ sagte er; „ich bin so müde als wär' ich meilenweit gelaufen.“ — Weil ich etwas antworten mußte, erwiderte ich: „Es ist ungemein gütig von Ihnen, bester Herr Grumbach, um Ihrer Freunde willen sich so viel Unbequemlichkeit zu machen.“ — Da flüsterte er: „Aufrechtig, lieber Freund, ich hasse solche Soireen, hasse sie von ganzer Seele. Eine Partie P'Hombre, ein Souperchen von sechs oder acht,

das ist mein Geschmack.“ — „Warum laden Sie denn da 60 oder 80 ein?“ fragte ich, das Vertrauen erwidern. — „Ja, das ist nun so eine Sache,“ versetzte er; „wird Ihnen auch nicht anders gehen, wenn Sie eigene Menage haben. Ich bitte dann und wann eine Menge Menschen zusammen, weil — weil's Gebrauch ist, 's ist nun einmal so. Andere thun's; man will sich nicht aussondern, folglich thu' ich's auch.“

Unter mir im ersten Stock wohnt die Familie Habeguck. Sie zählt vier Töchter, von denen nur die älteste, Fräulein Isabella, musikalisch ist. Ich sprach gestern Morgen vor und wurde in's Visitenzimmer gewiesen, wo eben Fräulein Isabella Thalberg's Fantasie, Mose in Egitto, am Flügel einübte. Meine Lage war einigermaßen kritisch. Ich entschuldigte mein Eintreten mit der Hoffnung, nicht zu stören, bat fortzufahren und versicherte, daß ich nichts lieber habe als Musik. Demgemäß fuhr Fräulein Isabella nicht fort, wo ich sie unterbrochen, sondern beehrte mich mit der ganzen Fantasie vom Anfang bis zu Ende, von dem ersten geheimnißvollen Flüstern bis zum Donnerschlag des Finale's. Ich hörte zu ohne zu murfen, ergoß mich nach dem Schlusse in pflichtschuldig verbindlichen Redensarten und bedauerte nur, daß das Spiel sehr angegriffen haben müsse. „Ja, es greift sehr an,“ seufzte Fräulein Isabella, „und mich um so mehr, weil ich nicht gern spiele. Das Einüben ist mir unausstehlich.“ — „Sie spielen nicht gern,“ rief ich, „Sie, die so wunderherrlich spielen!“ — Das war eine Schmeichelei, ich weiß es, denn soll ich ehrlich reden, so spielt Fräulein Isabella unter mittelmäßig, überspringt die eine Hälfte der Noten und fugt die andere. Über andere Leute schmeicheln, folglich auch ich. „Nein, nein, Sie können mir glauben,“ wiederholte Fräulein Isabella, „ich spiele äußerst ungern; aufrichtig gestanden, ich hasse oft das Piano, hasse oft den Anblick.“ Und dabei sah sie mit ihren schönen Augen das arme Instrument fast grimmig an. „Aber Sie spielen doch so viel,“ warf ich in meiner Unschuld ein. — „Weil die Mutter es haben will, behauptete Fräulein Isabella; „wäre die Mutter nicht, ich rührte den Flügel das ganze Jahr nicht an. Aber Sie glauben nicht, wie böse sie ist, wenn ich nicht jeden Morgen übe,

und weniger als drei Stunden genügen ihr nicht. Wie oft wünsche ich den Flügel in's Feuer! Doch was hilft's. Andere, sagt die Mutter, müssen sich üben, folglich auch ich.“

Vor Kurzem ging ich ausnahmsweise erst um Mitternacht nach Hause. Die Straßen waren leer und ziemlich dunkel, denn um elf Uhr wird in Dresden die brillante Gasbeleuchtung auf schwache Flämmchen reduziert. Da hörte ich ein dumpfes Krächzen. Ich lauschte und entdeckte beim Dämmerseine eines der genannten Flämmchen einen Mann, der ausgestreckt im Kinnsteine lag. Der Hut diente ihm zum Kopfkissen, und was ich für Krächzen genommen, war ein unbändiges Schnarchen, so laut, daß ich mich wunderte, wie Jemand in den Häusern schlafen könne und die Polizei nicht aufwachte. Ich wünschte dem Manne Gelegenheit, sich eine bessere Schlafstelle zu suchen, und schüttelte ihn bei der Schulter. Das weckte ihn bloß theilweise. Er stöhnte, wendete sich auf die andere Seite und murmelte: „noch eins.“ Ich begriff die Unmenschlichkeit, ihn liegen zu lassen, und war deshalb so menschenfreundlich, ihm einen zwar derben, aber gutgemeinten Fußtritt zu versetzen. Der öffnete ihm die Augen; er richtete den Oberkörper auf und stierte umher. „Marsch, marsch!“ sagte ich; „aufgestanden; das Lager hier ist zu naß, Ihr könnt Euch den Tod holen.“ — „Was giebt's denn? Wer sind Sie denn?“ stammelte der Betrunkene. — „Kümmert Euch nicht, wer ich bin, sondern macht und steht auf. Wie könnt Ihr Euch nur so besaufen!“ — „Nun, und was hilft mir's, wenn ich aufstehe? Die Schlafstelle ist gut genug für mich. Von Brot und Wasser kann der Mensch nicht leben; ein Gläschen Korn schadet Niemand, und was Alle thun, soll man nicht lassen. Andere Leute trinken, folglich auch ich.“

Jetzt frage ich jeden christlichen Leser und jede hübsche, folglich jede Leserin: besteht nicht die Masse der Menschheit aus Morisken und repräsentirt nicht Morisken's Vaterstadt die Welt?

W. S.

Correspondenz-Nachrichten.

Briefe über Berlin

von

A. Weill.

(Schluß.)

Und nun gar dieser Bahn, zu glauben, je breiter eine Straße, je schöner sei sie. Die alten Straßen sind für uns zu eng, weil wir Wagen haben, aber zu breit dürfen diese Straßen durchaus nicht sein, sonst verlieren sich die Menschen darin, wie die Fliegen im Winter. Wenn man hier und da einen Menschen sieht, freut man sich wie in der Wüste. Die Boulevards in Paris sind breit, aber für diese Masse Menschen sind sie gerade recht. Die rue tronchet hingegen, die man sehr breit machte und die leer ist, ist unausstehtlich. Alle Berliner Straßen sind zu breit. Man verliert sich darin, und nur die Königsstraße und die Spandauerstraße haben ein richtigeres Verhältniß. Auch scheinen diese Straßen immer sehr lebhaft, sie scheinen Straßen einer großen Stadt. Die Trottoirs sind so breit, wie die breitesten in Paris und doch murren die Berliner, weil sie etwas gestossen und zum Gehen gezwungen werden. Der Berliner verlangt, wenn er auf der Straße geht, sollen drei Schritt vorn und hinten frei sein, damit er seine Schritte zählen kann, er berechnet lieber seine eignen Schritte, wie die der Regierung. Nach der Königsstraße mit der langen Brücke ist die Breitestraße die schönste, weil sie das Schloß als Perspektive hat. Ein Unglück für Berlin sind seine niedern Häuser mit ihren Kellerwohnungen. Der Deutsche geht immer lieber in die Tiefe als in die Höhe. In der Tiefe ist es dunkel, in der Höhe klar und hell. Durch diese niedern Häuser mit den breiten Straßen ist es im Winter fürchterlich windig und kalt, und im Sommer schrecklich heiß und staubig. Berlin wäre die einzige Stadt, wo auf allen Trottoirs Bäume stehen könnten, aber durch die Kellerwohnungen waren sie gezwungen, die Paar Bäume, die noch in der Draniensburger Straße standen, auch umzuhauen, weil sie ihnen, wie sie sagen, das Licht nehmen. Statt das Köpnickers Feld anzubauen, oder gar neue Viertel anzulegen, würde ich, wäre ich König, es rundweg verbieten, Berlin bei der jetzigen Bevölkerung zu verlängern; es ist so schon zu lang. Hingegen würden alsdann bald die Eigenthümer dieser Häuschen in den schönsten Straßen gezwungen sein, noch eins oder zwei Stockwerke auf ihr Haus zu setzen. Daß dies der Gesundheit nichts schadet, ist gewiß. Je weniger die Berliner Luft die Einwohner trifft, je gesünder werden sie sein. Uebrigens sind die Straßen wie gesagt breit genug für fünf- bis sechsstöckige Häuser. Doch der Berliner ist so kleinstädtisch, daß er ein Riechfläschchen mit sich führt, wenn er drei Treppen steigen soll. Ich habe in Paris einmal im sechsten Stock eine Wohnung gehabt, un amour

d'appartement, wie die Grisetten sagen, wie es gewiß keine so schöne in Berlin im ersten giebt, obschon diese Wohnung nur aus zwei Zimmerchen bestand. Wohnungen kokett einzurichten, versteht man in Deutschland gar nicht; sie wollen alle große viereckige Salons, und dreimal so viel Platz haben, als sie brauchen. So wie sie Straßen lieben, lieben sie auch Zimmer, eher für Büffel und Ochsen, als für fünf Fuß hohe civilisirte Menschen.

Und nun gar noch die Polizei, die die Erlaubniß nicht giebt Omnibus einzurichten, weil sie beständig auf der Straße halten müssen. Sie sollte froh sein, wenn ein Wagen in diesen breiten Straßen still hält. Und noch das Verbot des Cigarrenrauchens auf den Straßen, ein übermüthiges dummes Verbot, ohne Zweck, ohne Ziel. Das Planiren ist dadurch unmöglich. Wenn ich eine Cigarre rauchen will, muß ich mich einsperren, im Odeum, im Wintergarten, in Kempers Hof, und muß die Damen beräuchern. Ich kenne Franzosen, die deswegen nicht in Berlin blieben und ich kann auf Ehre versichern, daß ich deswegen allein Berlin zwei Monate früher verließ, ja deswegen allein. Freilich werden meine Freunde der Polizei darum Dank wissen. — Als ich nach Leipzig kam, war mein Erstes, dreimal um die Stadt zu gehen und ein halbes Duzend Cigarren in einem Anlauf zu rauchen. Die Polizei in Berlin hält die Stadt immer noch für eine einzige Caserne.

Berlin hat keine fließenden Rinnen, keinen unterirdischen Abchwemmungskanal. Es kommt daher, sagen sie, weil ein Theil der Stadt unter dem Niveau der Spree liegt. Das ist keine Ausrede. Es kommt aber daher, weil der Berliner Magistrat ein Philister ist. Mit Geld kann man Alles machen. Aber woher nehmen? Ei, man besteuert die Leute wenn's Krieg giebt oder Pest, oder wenn eine Revolution zu unterdrücken ist, warum nicht für solche höchst nöthige Stadtunternehmungen? — Das ist eben der Fluch der Decentralisation. Die Provinzen müssen froh sein, wenn sie eine schöne, große, mächtige Hauptstadt haben, und das allgemeine Budget muß herhalten für solche öffentliche Zwecke. Freilich muß eine Regierung, die dem Feudalismus der Banquiers trogen will, eben so das Volk auf seiner Seite haben, als jene Regierungen, die mit dem Volke, die Uebermacht des Adels stürzten. Aber dazu darf es nur selbst Vertrauen zum Volke haben. Hätte Berlin Pressfreiheit, in drei Jahren hätte es Rinnen und Bornes-fontaines wie Paris. Bornes giebt es ohnedies in Berlin und an Wasser fehlt es ihm auch nicht. Mit Pressfreiheit würde es hier und da noch mehr bekommen. Durch diesen Uebelstand hat Berlin auch keine Cabinets inodores. Aber gerade deswegen könnte es sehr bequem öffentliche haben, die in einer so langen Stadt, wie Berlin, zu den ersten Bedürfnissen gehören. Baute doch der Pariser Präfect längs der Boulevards jene runden Säulen, die sich so schön ausnehmen, bloß pour le besoin public. Freilich hat Paris Pressfreiheit und auch . . . freiheit.

Aber wozu Vorschläge geben für eine Stadt von 360,000 Köpfen, wo man nicht einmal seine Stiefel für einen Groschen wischen lassen kann. Und doch wäre dies eine gute Spekulation; in der geringsten Stadt in Frankreich trifft man Stiefelwischer auf den Straßen, in dem großen Berlin darf auf der Straße nicht gewischt werden, weil das zum Denken Anlaß giebt. Auch sind die Märkte in Berlin, wie in allen deutschen Städten auf offenen Plätzen, wo die armen Marktweiber dem Wetter und Winde ausgesetzt sind. Nirgends Hallen, wie in den südlichen Ländern, wie jetzt sogar in Straßburg, seitdem es das Unglück hat, französisch zu sein und alle Tage schöner wird, Asphalttrottoir hat, wie Mainz, und Gasbeleuchtung wie Coblenz, trotz der vermaledeiten französischen Centralisation. Hingegen darf man in Baiern die Kälber nicht mehr binden, bloß die Ochsen noch!

Das Hauptgebäude Berlins ist das Schloß, so weit es Schlüter gebaut hat. Herr von Goethe, der ihn durch Hofintrigen vertrieb, hat noch einen Zusatz dazu gebaut, der ebenfalls eine Intrigue gegen das Gebäude ist. Eigentlich findet man die Hauptfacade nicht. Majestätisch imposant müßte der innere Raum sein, wenn der ganze Hof ohne Zwischengebäude ein Viereck bildete, was sehr leicht auszuführen wäre, um so mehr, da diese schwarzen Kreuzspinnen sich schlecht ausnehmen. Um diesem großartigen Gebäude einen würdigen Rahmen zu geben, müßte man alle Häuser auf der Schloßfreiheit erpropriiren, wegreißen und so längs der Spree ein Quai machen, das eine Facade des Schlosses freistellt. Es würde dieses um so mehr nöthig, da der Hintertheil jener Häuser auf der Wasserseite ist, und jeden Sinn für das Schöne, ja sogar für das Anständige verlegt. Ueberhaupt hat man in Berlin die Spree beständig verleumdet und martyrisirt, das einzige Bedeutende, was sie haben. Die Quais sind alle vernachlässigt oder zu schmal, die Häuser kehren dem Fluß den Rücken, und nur die Burgstraße macht hiervon eine Ausnahme, aber auch sie versteht das Quaimachen nicht. Die Stechbahn, sowie sie jetzt ist, ist ein elendes Gerippe irgend einer Dorfhalle; aber hier könnte ein kleines Palais-Royal gebaut werden, wenn man überhaupt in Deutschland es verstünde, einen Laden zu bauen oder eine Passage, eben so wenig wie sie es verstehen, Waare auszulegen. Neben dem Schloße ist die lange Brücke mit dem alten Kurfürst, ein Meisterstück erster Größe, ebenfalls von Schlüter. Von dieser Brücke aus bietet Berlin den ersten großstädtischen Blick dar. Rechts ein schöner Platz mit einem Gebäude ersten Rangs, links eine volksbewegte Stadt. Daß man in Berlin es duldet, diese Plätze und

Straßen mit Puppenbuden zu besetzen, beweist für seine Kleinstädtereier. Ihren ganzen Weihnachtsmarkt trifft man in Paris vor allen Barrieren auch am blauen Montage. In der Stadt würde man es nicht dulden.

Der zweite großartige Anblick Berlins ist an dem Zeughaus und an der Universität. Das Museum, das wie ein unaufgegangener Kuchen ohne Hefe aussieht, das von vorn herein 10 Fuß zu tief steht, übrigens nur eine Facade hat, da die Seitenwände eher zu einem Zuchthause, als zu einem Museum passen, macht einen schlechten Eindruck. Man meint, es bücke sich allunterthänigst vor dem Schlosse, hätte die Censur passirt und könne nicht erwarten, bis seine Majestät es entlassen, um den Kopf wieder in die Höhe richten zu können. Aber S. M. bleibt stehen und das arme Museum drückt sich zusammen und sinkt immer tiefer herab. Schinkel's Bauart erkennt man an seinen vielen kleinen Fensterchen. Das ist die einzige Idee, die er hat, sonst habe ich aber nicht Eine in ihm gefunden. Die deutschen Blätter haben diesem Manne einen Namen und einen Ruhm zugeschrieben, daß, wer Alles im Auslande gelesen hat, glaubt, Schinkel sei der deutsche Michel Angelo gewesen. Ich selbst habe in Paris alle diese Lobpreisungen für den „Artiste“ überseht.

Nach den Straßen und Gebäuden ist der Thiergarten die Hauptzierde Berlins. Der Thiergarten ist schöner als der Prater in Wien, schöner als die champs elisées und das bois de Boulogne in Paris, freundlicher, wenn auch nicht so üppig grazios, als das Rosenthal in Leipzig. Es fehlen ihm nur Wiesen und Wasser. Letzteres fehlt eigentlich nicht, aber es hat kein Gefälle, hat kein Leben in sich. Mit Geld und gutem Willen ist dem Uebelstande jedoch abzuhelfen. Am schönsten ist wohl der Thiergarten vor dem Potsdamer Thor, dort ist er auch am belebtesten. Im Ganzen aber hat er überall ausgezeichnete Parthien und ist ein wahrer Königs- und Volksgarten zugleich. Berlin ohne den Thiergarten wäre gar keine Stadt, ja es wäre gar nicht zu Stande gekommen. Mit dem Thiergarten hat es eine Originalität, die ganz eigen, ganz preussisch ist. Diesen zu pflegen, ihn zu verschönern, ist daher die Pflicht der ganzen Monarchie.

Die Staël sagt: Berlin est une ville, qui ne laisse pas de souvenir. Sie hat wahrscheinlich dort nicht geliebt. Eine Stadt läßt keine Erinnerung wegen ihrer Häuser und Monumente, sondern wegen der Begebenheiten, die sich daran knüpfen. Mir gab Berlin Erinnerungen genug, und ich muß auch hier das französische Sprichwort wiederholen: Wenn die Liebe eine Blume ist, so ist die Erinnerung davon der süße Duft.

F e u i l l e t o n .

Neuestes aus der Theaterwelt.

Die italienische Operngesellschaft des Herrn Bozzi, welche gegenwärtig in Leipzig mit glänzendem Erfolge

Gastvorstellungen giebt, reist nach Beendigung derselben nach Warschau.

Der Wiener Komiker Franz Wallner, der Nach-

folger Raimunds, hat durch seine Gastspiele in Frankfurt a. M., Stuttgart, Darmstadt, München, Berlin der Wiener Komik auch in Mittel- und Norddeutschland Geltung verschafft. Herr Wallner verschmäht Possenreißerei und wirkt durch Natürlichkeit und Gemüthlichkeit. Er gastirt jetzt in Braunschweig, dann in Hamburg und wird im August in Leipzig, vielleicht auch in Dresden auftreten.

Von dem künftigen Direktor der Leipziger Bühne, Herrn Dr. Schmidt, sind die bisherigen Mitglieder dieser Bühne nur zum Theil wieder engagirt; unter diesen nennt man die Komiker Ballmann und Bertold, sowie A. Loring, welcher die Stelle des Capellmeisters einnehmen wird. Mad. Dessoir und Herr Kindermann verlassen Leipzig. Definitiv bestimmt ist der Abgang des Herrn Reger und der Fräul. Günther. Der Verlust der Letzteren ist für die Leipziger Bühne ein kaum zu ersetzender. Herr Reger ist ein recht tüchtiger und verständiger Schauspieler, gehört auch nicht zur zweiten Klasse seines Faches (Charakterrollen etc.). Beide haben ein Engagement bei dem Mannheimer Hoftheater angenommen.

Richard Wagner's „Fliegender Holländer“ ist in jüngster Zeit in Cassel und Riga mit Erfolg zur Auführung gekommen.

Die Hannoveraner sind noch immer wegen einer ersten Sängerin in Verlegenheit. Als Tenorist ist nach dem stattgefundenen großen Wettkampfe endlich Herr Stigheli und für das Fach der Anstandsdamen u. Heldinnen Mad. Stein vom Breslauer Theater engagirt.

Die Frankfurter Sängerin, Ule. Capitain, hat bei ihrem Gastspiele in Hamburg gefallen; sie wird auch in Kurzem in Leipzig gastiren.

Grunert (!) gastirt Mitte dieses Monats in Berlin und eröffnet den Wettstreit um Seydelmanns Stelle.

Die Direktion des Bremer Theaters hat der bisherige Regisseur des Hoftheaters in Mannheim, Herr Ritter übernommen.

Die nächste Neuigkeit, die auf den deutschen Bühnen erscheinen wird, ist das fünfsaktige Lustspiel: „Figaro's Tochter, oder Weiberlist und Weibermacht“, aus dem Franz. von H. Börnstein. Das Erscheinen Josephinens in demselben ist von besonderem Interesse. 9

Urtheil über Theater und Schauspieler. W. Hebenstreit sagt in seinem Buche: „Das Schauspielwesen u. s. w.“ Wenn ich aus inniger Ueberzeugung dem Theater seine ästhetische Bedeutsamkeit, in gewissen Fällen selbst einen politischen Einfluß, und ausgezeichneten Schauspielern eine höchst ehrenwerthe künstlerische Bildungskraft willig zugesteh, so muß ich dennoch nach sorgfältiger Erwägung der obwaltenden Ver-

hältnisse mich bestimmt fühlen, allen und jeden wohlthuenden Einfluß der Theateranstalten auf Sitten und Moral, jedes eben so voreilige als unverständige Eindringen derselben in Schule und Kirche zurück zu weisen, und ihre gänzliche Unfähigkeit dazu auf dem Standpunkte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums darzuthun. 1.

Die Handschuhe der Herren jetzt und sonst. Jeder Elegant trägt jetzt Handschuhe, und sollte er auch den einen nur mit den zwei Fingern der andern Hand tragen. Es gab eine Zeit, wo ein Modeherr keine tragen durfte. Unter Ludwig XIV. waren sie nur beim Reiten und auf der Jagd erlaubt. Stieg der Reiter ab und führte das Pferd nur in den Stall, ohne die Handschuhe auszuziehen, so brachte der Stallknecht auch sogleich einige Blumen, welche ihm mit einem Geschenke bezahlt werden mußten; das Auslachen hatte er noch außerdem in den Kauf. War der Hirsch erlegt und vergaß der adlige Waidmann beim Todesröcheln des edlen Thieres die Handschuhe auszuziehen, so stand auch gleich ein Rüdenknecht mit einem Stück Bruch (d. h. einem Zweige) da, ihn an das Geseß der Mode zu erinnern, und das Trinkgeld dafür unter dem Lachen aller Jagdgenossen in Empfang zu nehmen.

Es geht nichts über eine vernunftgemäße Censur. Jenem Engländer wurden in Odessa „die Revolutionen der Himmelskörper“ weggenommen, als man sein Gepäck visitirte, denn von Revolutionen sollte nun einmal in Odessa nicht gesprochen werden, und es wurde über den Reisenden strenge Aufsicht geführt, weil er eine Beschreibung solcher Revolutionen bei sich führte. Einem andern englischen Reisenden, Jesse, wurden ebenfalls Byron's Gedichte weggenommen. Wenn man die „vernunftgemäße Censur,“ wie ich jüngst las, „mit dem Sicherheitsventile bei einer Dampfmaschine“ vergleicht, so sollte man nur auch daran denken, daß man keinen Maasstab hat, wo die vernunftgemäße Censur aufhört, und wo sie anfängt. 2.

Milton's Taufe ward am 12. Juni durch eine Gedenktafel verewigt, die man an den Mauern der Londoner Allerheiligenkirche, wo er am 20. Dezember 1608 getauft wurde, aufstellte, und welche außer der Angabe des Geburts- und Taufes die bekannten stolzen Verse trägt:

„Three poets in three distinct ages born,
Greece, Italy and England did adorn,
The first in loftiness of thought surpassed,
The next in majesty — in both the last,
The force of nature could no further go
To make a third she joined the former two.“

3.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.